



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Massow, Wilhelm von: Zum Kanzlerwechsel

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zum Kanzlerwechsel

Von Wilhelm von Massow



Der jüngste Kanzlerwechsel hat sich unter sehr eigenartigen Umständen vollzogen. Der Krieg bannt die politische Wirksamkeit in gewisse enge Grenzen, und wir wissen noch nicht so recht, was den neuen Reichskanzler, der sich so umfassenden Aufgaben gegenüber bisher noch nicht betätigt hat, von dem bisherigen unterscheidet, außer einzelnen leicht wahrnehmbaren äußeren Eigenschaften. Wir können hier im wesentlichen nur von dem scheidenden Kanzler sprechen. Aber wiederum verbieten die Umstände während des Krieges die Erörterung vieler wichtigen Fragen. Und das ist bedauerlich, weil dem bisherigen Reichskanzler viel Unrecht getan worden ist. Könnte alles schon jetzt klargestellt werden, so würden viele wahrscheinlich ihre allzu weitgehenden abfälligen Urteile bedauern. Selbstverständlich spreche ich hierbei nur von den ernsthaften Gegnern des bisherigen Kanzlers, nicht von denen, deren Geschmacl und Art es ihnen erlaubt, einem ehrenhaften und pflichttreuen Manne in dem bittersten Augenblick seiner anerkannt verdienstvollen Laufbahn Fußtritte nachzusetzen. Schon der alte Aesop hat in seiner Fabel vom toten Löwen sehr richtig gezeigt, was für einem Vierfüßler es vorbehalten ist, derartige Tritte auszuteilen. Sich mit solchen Dingen sachlich auseinanderzusetzen, ist natürlich unmöglich; man geht darüber zur Tagesordnung über und erwähnt sie nur, weil es wieder die besonderen Umstände der Kriegszeit sind, die in diesem Augenblicke solche Befleckungen unseres nationalen Ehrenschildes besonders peinlich empfinden lassen.

Bekannt ist, daß der Vorgänger des Herrn von Bethmann Hollweg, Fürst Bülow, ihn dem Kaiser selbst als seinen Nachfolger empfohlen hat. Es wird gut sein, sich die Gründe dieser Empfehlung klarzumachen. Fürst Bülow ist eine Persönlichkeit, der auch seine Gegner, soweit sie ihn kennen, zugestehen werden, daß er seinen persönlichen Ehrgeiz stets bedingungslos hinter dem zurückstellte, worin er das Wohl des Vaterlandes erkannt hatte. Aber selbst

wenn das nicht so gewesen wäre, hätte er bei seinem Rücktritt das dringendste Interesse gehabt, sein Werk in eine Hand gelegt zu sehen, die es vor allem da weiterführen und zu einem guten Ausgang bringen konnte, wo es am stärksten gefährdet oder sogar bereits gescheitert war. Der gefährdete Punkt war die innere Politik, und es gehörte ein hohes Maß von besonderer Begabung und Erfahrung dazu, um auch nur daran denken zu können, die erregte Stimmung der Parteien einigermaßen auszugleichen. War es hiernach erklärlich, daß Fürst Bülow seinen Nachfolger im Bereich der tüchtigsten inneren Politiker suchte, so konnte er doch ferner nur eine Persönlichkeit empfehlen, von der er die Überzeugung hatte, daß ihre staatsmännische Begabung ihn auch zu einer Beherrschung des Gebietes der auswärtigen Politik befähigen werde. Es versteht sich, daß Fürst Bülow dabei nur von dem Eindruck ausgehen konnte, den er selbst von der Lage gewonnen hatte. Er war gerade kurz vor seinem Rücktritt im Sommer 1909 zu dem sehr starken Gefühl berechtigt, in seiner auswärtigen Politik besonders erfolgreich gewesen zu sein. Die Einkreisungspolitik König Eduards hatte ihre erste Kraftprobe gemacht und war zusammengebrochen. In Marokko war man dahin gekommen, wohin Bülow wollte, zu einer Auseinandersetzung mit Frankreich, die uns in Marokko nicht politisch engagierte, die den Franzosen die Herbeiführung eines Konfliktes mit uns nicht unnötig erleichterte, wohl aber Frankreich uns gegenüber band. Daß viele bei uns von Anfang an ein anderes Ziel gewünscht hatten, inselgedessen auch die einzelnen Etappen des Weges anders werteten und daraus andere Eindrücke schöpften, ist eine Sache für sich. So glaubte Fürst Bülow in der auswärtigen Politik seinem Nachfolger eine verhältnismäßig glatte Bahn zu hinterlassen, mußte aber doch mit der Überzeugung scheiden können, daß dieser Nachfolger durch eine über das gewöhnliche Maß und über seine bisherige Tätigkeit hinausreichende staatsmännische Begabung in den Stand gesetzt sei, den richtigen Kurs weiter zu steuern und nötigenfalls einen neuen zu finden. Wenn ein erfahrener Menschenkenner wie Fürst Bülow in seinem mehrjährigen erprobten Mitarbeiter Herrn von Bethmann Hollweg einen solchen Mann zu erkennen glaubte, der Kaiser nach sorgfältiger Erwägung ihm beistimmte und acht Jahre hindurch bis zum heutigen Tage an dieser Meinung festhielt, so muß es doch einen eigenartigen Eindruck machen, wenn jetzt Leute, die durchaus gar nicht in der Lage sind, die Zusammenhänge der Ereignisse im einzelnen zu kennen, sich für berechtigt halten, Herrn von Bethmann Hollweg seine „Unfähigkeit“ zu bescheinigen, als ob das die ausgemachte Sache von der Welt wäre.

Aus der Geschichte der Ernennung Bethmann Hollwegs zum Reichskanzler ergibt sich aber auch schon die ganze Tragik dieser Kanzlerschaft. Sie läßt sich vielleicht in folgende Worte zusammenfassen: auf dem Gebiet, auf dem dieser treffliche und hochbegabte Mann zwar nicht glatte, aber doch gangbare Bahn vor sich sah, war er ein Neuling; auf dem Gebiet, auf dem er unter günstigeren Umständen hätte Meister sein können, sah er den Erfolg durch die

Leidenschaft der Parteien fast bis zur Aussichtslosigkeit erschwert. Mit dem tiefen Ernst und der hingebungsvollen Pflichttreue, die ihm² eigen waren, hat er gleichwohl die Aufgabe übernommen, vor die ihn das Vertrauen des Kaisers und seines bisherigen Vorgesetzten stellte, weil er richtig erkannte, daß die Umstände das Opfer der eigenen Person, das für jeden an dieser Stelle der wahrscheinliche Ausgang war, unumgänglich forderten. Er ist nicht mit leichtemherzigem Selbstvertrauen in diese Stellung hineingegangen, sondern, obwohl seines Wertes und seiner Gaben bewußt, mit dem vollen Bewußtsein des ganzen Umfangs der sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten, aus reinem Pflichtgefühl. Das sollte in jedem Falle anerkannt werden und ihm den Dank aller Vaterlandsfreunde sichern.

Die Art, wie Herr von Bethmann Hollweg die einzelnen politischen Aufgaben, die an ihn herantraten, zu lösen versucht hat, ist in den Rückblicken, die unsere großen Tageszeitungen seiner Tätigkeit gewidmet haben, von allen möglichen Standpunkten aus betrachtet worden. Diese historische Seite der Sache — sei es von einem dieser Standpunkte, oder sei es von einem neuen aus — noch einmal zu würdigen, halte ich für überflüssig. Später wird die Geschichtsschreibung darüber ein Urteil zu fällen haben. Heute fehlt dazu die sichere Unterlage. Wohl aber läßt sich vielleicht der Betrachtung der persönlichen Wirksamkeit Bethmann Hollwegs auch mancherlei Allgemeines abgewinnen, was für die Beurteilung der gegenwärtigen politischen Lage von Wichtigkeit ist.

Erwähnt wurden schon die eigentümlichen Schwierigkeiten, die dem Wirken des fünften Reichskanzlers von vornherein bereitet waren. Ich meine damit nicht die Schwierigkeiten, die jedem deutschen Reichskanzler blühen, weil seine Stellung, wie sie die Verfassung ihm zuweist, so hohe Anforderungen stellt, wie kein anderer Posten in der Welt. Ein Mann, der nur über ein anständiges Durchschnittsmaß von Begabung und Kenntnissen verfügt, kann diesen Posten überhaupt nicht ausfüllen; er würde, selbst wenn ihm von den Parteien soviel Wohlwollen entgegengebracht würde, wie Bethmann Hollweg während seiner ganzen Amtszeit Übelwollen, schon nach ganz kurzer Zeit hoffnungslos scheitern.

Auch für die Beurteilung der heutigen Lage ist es wichtig, festzustellen, wie weit der bisherige Reichskanzler den Aufgaben seiner Zeit gerecht geworden ist, und — soweit es ihm nicht geglückt ist — in welchem Umfange er die Schuld daran trägt. Bei der Beantwortung dieser Fragen überwiegen in der Presse zweifellos die abfälligen Urteile. Und auch sonst begegnete man bisher vielen derartigen Urteilen, die nicht ausschließlich auf den Einfluß der Presse zurückzuführen waren, sondern eigenen Beobachtungen entstammten, in gewissen Kreisen freilich auch durch ihre maßlose Gehässigkeit den Einfluß politischen Klatsches und böswilliger Agitation verrieten. Aber ich glaube nach persönlichen Beobachtungen nicht allein zu stehen in dem Eindruck, daß die Zahl derer, die sich von dieser Stimmungsmache und dem ungünstigen Schein mancher Erlebnisse den Kopf frei hielten, viel größer ist, als es den Anschein hatte. Wie oft

bin ich bei schlichtdenkenden Männern aller Kreise dem Ausdruck des Unwillens begegnet über die Zügellosigkeit und Unvernunft der an dem Reichskanzler geübten Kritik! Und zwar waren das durchaus nicht etwa Männer, die auf dem Boden der „Flaumacher“ und „Scheidemänner“ standen, sondern solche von gerade entgegengesetzter Richtung, die aber ein tieferes und treffenderes Verständnis für die eigenartige Lage des leitenden Staatsmannes besaßen, als mancher zünftige Politiker.

Auseinandersehen kann man sich natürlich nur mit den Gegnern des bisherigen Reichskanzlers, deren abweichende Meinung auf sachlicher Grundlage ruht. Hier begegnen wir vor allem dem Vorwurf, daß Herr von Bethmann Hollweg es nicht nur nicht verstanden habe, den Krieg zu verhindern, sondern daß er sich von ihm völlig habe überraschen lassen. Prüft man die Unterlagen dieses Vorwurfs, so zeigt sich, daß sie sehr schwach und schmal sind. Aber man darf sich auch nicht verhehlen, daß der Grund der Meinungsverschiedenheit tiefer liegt. Über die ganzen geschichtlichen Zusammenhänge unserer Außenpolitik seit der Gründung des Reiches laufen zwei verschiedene Grundauffassungen nebeneinander her, über deren Berechtigung oder Nichtberechtigung wiederum erst in späteren Zeiten das Urteil der Geschichte entscheiden wird. Es würde zu weit führen, das im einzelnen zu erläutern. Wir kommen da auf die letzten inneren Gründe des Konflikts zwischen Kaiser Wilhelm dem Zweiten und Bismarck. Jedenfalls war der Weg beschritten worden, der zu einer deutschen Weltpolitik führte. Er führte anfangs unter den Folgen der Entlassung Bismarcks und bei dem ungestümen Verlangen des Kaisers, sowohl die sozialpolitische Grundlage dieser neuen Zeit zu legen, als auch die Schaffung einer deutschen Flotte möglichst schnell ins Werk zu setzen, zu weit ab von den bis dahin festgehaltenen Grundlagen, deren ungeschwächte Lebenskraft für die Zukunft des Reiches nicht zu entbehren war. Die Wiedergutmachung dieses Schadens wurde schon unter dem Fürsten Hohenlohe angebahnt, unter dem Fürsten Bülow zielbewußt durchgeführt. Das hat man auf der anderen Seite als einen mangelhaft gelungenen Versuch zur Rückkehr zu Bismarcks politischen Plänen aufgefaßt. Mit Unrecht! Was als Umkehr erschien, war neben der wiederkehrenden Würdigung von Bismarcks Meisterhaft und Vorbild in Mitteln und Methoden nur die Wiederanknüpfung an das Dauernde und Wertvolle an Bismarcks Lebenswerk, nicht aber die Fortsetzung der alten Bismarckschen Kontinentalpolitik. Der von Kaiser Wilhelm gewiesene Weg war beschritten und wurde festgehalten; er führte in wesentlichen Punkten über Bismarck hinaus und forderte eine neue Zurückung. Als der Kaiser vor zwanzig Jahren den damaligen Botschafter Bernhard von Bülow nach Kiel rief, um ihn zunächst dem alternden und müde werdenden Fürsten Hohenlohe als Leiter der auswärtigen Politik an die Seite zu setzen, ihm zugleich aber auch für später die beabsichtigte Übertragung der Reichskanzlerschaft anzukündigen, fand an Bord der „Hohenzollern“ jene denkwürdige Unterredung statt, in der der Weg der deutschen Politik für

die nächste Zeit festgelegt wurde. Schon damals — das kann man heute ruhig sagen! — wies der Kaiser darauf hin, wie leicht der von ihm als notwendig erkannte Weg der deutschen Entwicklung zu einem Konflikt mit England führen könne, ja daß dieser Konflikt sogar sehr wahrscheinlich und kaum zu vermeiden sei. Mit Bezug darauf lautete die Hauptfrage, die der Kaiser seinem erwählten Vertrauensmann stellte, dem wesentlichen Sinne nach dahin: ob er sich zutraue, eine Politik zu führen, die die notwendige weltpolitische Entwicklung Deutschlands fördere, das Reich dabei innerlich festige, den Ausbau der Seemacht ermöglichen, zugleich aber alles zu verhüten wisse, was zu einem Konflikt mit England führen könnte, — mindestens so lange, bis Deutschland mit seiner Flotte auch England gegenüber widerstandsfähig genug sei, um einen Konflikt entweder nicht fürchten zu müssen oder ihn für England selbst nicht ratsam zu machen. Mit anderen Worten: der Kaiser sah den Krieg mit England kommen, war auch offenbar über Gründe und Ziele dieser Feindschaft so klar, daß er an der Beteiligung Englands an jedem Konflikt, in den Deutschland etwa geriet, nicht zweifeln konnte. Deshalb baute er vor, ohne die natürliche Entwicklung der deutschen Interessen zu stören, wollte aber auch als gewissenhafter Herrscher den einzigen Ausweg, der seinem Volk diese furchtbare Prüfung vielleicht ersparen konnte, nicht gesperrt sehen. Was der Kaiser in Kiel in den Junitagen des Jahres 1897 Herrn von Bülow als seine Richtschnur entwickelte und was dieser damals auf sich nahm, ist der Schlüssel nicht nur zur Bülow'schen Politik, sondern es hand auch den Nachfolger Bülows. Denn diese Richtschnur konnte von dem verantwortlichen Staatsmann wohl je nach der Lage mit verschiedenen Mitteln und Methoden verfolgt, aber — einmal aufgenommen — nicht verlassen werden. Wenn hier erwähnt wird, daß sie von dem Oberhaupt des Deutschen Reiches selbst bestimmt war, so geschieht das nicht etwa, um die Verantwortung für die Führung dieser Politik von den Reichskanzlern abzuwälzen und dem Kaiser aufzubürden. Der Kaiser gab ja damit, in Ausübung der ihm verfassungsmäßig zustehenden Rechte, nur im Umriß dem die Form, was ihm die Nation selbst durch ihre geschichtliche Entwicklung, durch die Gestaltung der wirtschaftlichen Kräfte und der sozialen Verhältnisse vorgezeichnet hatte, und der Scharfblick und Weitblick, den er dabei bewies, kann ihm auch in den Augen derer, die mit der Art der Ausführung nicht zufrieden waren, nur zur Ehre gereichen. Vor allem aber gilt es festzustellen, daß der Kaiser, woran von Unkundigen mitunter gezweifelt wird, das Verhältnis zu England rechtzeitig und richtig erkannt hat. Die Möglichkeit eines Krieges konnte ihn nicht zurückhalten, zu tun, was für das deutsche Volk erforderlich war. Die großen Lebensfragen der Nationen werden alle durch „Blut und Eisen“ entschieden, und auch Bismarck konnte weder den Krieg von 1866, noch den von 1870 vermeiden, weil sie geschichtliche Notwendigkeiten waren.

Und nun überlege man sich einmal folgendes: Ist es überhaupt denkbar, daß derselbe Monarch, der schon 1897 klar sah und seinen Reichskanzler dem-

entsprechend wählte, und der seitdem mit jedem neuen Jahre die Bestätigung der Richtigkeit seiner Grundanschauung erfahren hatte, seit 1909 mit einem Reichskanzler arbeitete (und ihm fortbauend sein Vertrauen erhielt, der an einen drohenden Konflikt mit England nicht glaubte? Mir erscheint diese Annahme so widersinnig, daß ich sie selbst dann zurückweisen würde, wenn die Äußerungen Bethmanns, auf die sie sich stützt, beweiskräftiger wären. Bei normaler Rollenverteilung fiel die Pflicht der Aufklärung und Warnung des Volkes in bezug auf England der Presse zu, und diese Pflicht ist auch von der Presse, soweit sie die amtliche Politik in ihren Grundgedanken kannte und unterstützte, getreulich erfüllt worden. Natürlich nach der Eigenart der Blätter verschieden, — von den einen mehr ruhig aufklärend und die Aufmerksamkeit des Lesers weckend, von den anderen schärfer mahnend, warnend und aufrüttelnd. Ein Teil der nationalen Presse, der mit allem, was seit 1890 geschehen war, grundsätzlich unzufrieden blieb, tat darin noch ein übriges; diese Blätter waren von der — in Wahrheit unbegründeten — Furcht vor einem geplanten politischen Anschluß an England befeelt und arbeiteten teilweise so leidenschaftlich dagegen, daß das eigentliche Ziel der Regierung — ein möglichst langes Fernhalten des Konfliktes mit England — direkt gefährdet wurde. Hätte nun die Regierung irgendwie öffentlich zu erkennen gegeben, daß auch sie Englands Feindschaft in ihre Rechnung eingestellt hatte, so hätte sie sich ihr eigenes Ziel erschwert und verbaut. Sie mußte, in festem Vertrauen auf die deutsche Wehrkraft und die innere Gesundheit des Reichs, nach außen hin den übeln Schein auf sich nehmen, als ob sie wahllos und grundsätzlich nur Verständigung suche. Sie mußte in diesem Sinne nicht nur versuchen, jede Gelegenheit zur Verständigung mit England selbst auszunutzen, auch wenn der dauernde Erfolg zweifelhaft war, sie mußte auch versuchen, an anderen Stellen in die englische Einkreisung Drosche zu schlagen, wie es in den Potsdamer Verhandlungen mit Sazonow und in verschiedenen Phasen der Orientpolitik geschah. Daß ein Staatsmann, der diese Politik einschlug, dem Glauben an ihr Gelingen Ausdruck gab und schließlich, weil ihm auf diesem Wege mancherlei gelungen war, sich auch innerlich in den Glauben an die Möglichkeit des letzten Gelingens einlebte, würde ihm doch nur dann zum Vorwurf gereichen, wenn er sich auf die entgegengesetzte Wendung nicht vorbereitet hätte. Aber dieser Vorwurf kann ihm nicht gemacht werden.

Ich bin hier auf einen Punkt der auswärtigen Politik Bethmann Hollwegs näher eingegangen, aus dem die stärksten Vorwürfe gegen ihn geschmiedet worden sind, um wenigstens ein Schlaglicht darauf fallen zu lassen, wie leicht es ist, aus einzelnen fogenannten „Tatsachen“ einem Staatsmann Fehler nachzuweisen, und wie schwer es ist, den größeren Zusammenhängen seines Handelns gerecht zu werden. Freilich, die Fehlerlosigkeit der Politik Bethmann Hollwegs zu behaupten, würde zu weit gehen. Er hat mancherlei verfehlt, und es lag nicht nur an der Ungeeignetheit mancher Hilfskräfte, die ihm zur Verfügung

standen. Aber es bleiben Verdienste genug, um ihm den Anspruch auf gerechtere Beurteilung zu sichern. Es darf ihm vor allem nicht vergessen werden, daß er in der inneren Politik viel ausgeglichen und vorwärts gebracht hat, und zwar unter dem vollen Einfluß seiner Persönlichkeit. Denn er hat dabei besonders viel Feindschaft auf sich genommen, die er nicht verdiente.

Dabei brauchen wir nicht blind zu sein gegen die Schwächen, die ihm wirklich anhafteten. Als Staatsmann traf er in seinen Zielen das Richtige und erfaunte auch den rechten Weg. Aber es fehlte ihm ein Drittes, was auch dazu gehört; man mag es die „Aufmachung“, die „Regie“ nennen. Darauf beruhten die meisten seiner Mißerfolge, wenn nicht alle. Er bildete wohl das Staatsmännische in sich — was er in reichem Maße besaß — nach den Idealen, die er als Mensch in Kopf und Herzen trug und unter denen die treue Umgebung an das Staatswohl, an seinen Kaiser und sein Volk obenan stand. Aber er vermochte nicht den Staatsmann in sich, wie es doch sein muß, aus dem Individuellen herauszulösen und ihn zu einem reinen Werkzeug des Staatszwecks und der Staatsidee zu machen. Darum konnte er sich nie anders geben, als seinem menschlichen Empfinden entsprach. So erweckte er überall Vertrauen, aber wirkte nirgends bezwingend. Während dieses Krieges war vielleicht kein Staatsmann so geeignet, das Verhältnis zu unseren Verbündeten, die durch ihr Interesse und die politische Lage an unsere Seite geführt wurden, zu befestigen und zu vertiefen, wie Herr von Bethmann Hollweg. Sonst aber hatte er bei aller menschlichen Liebenswürdigkeit nicht die Gabe des geborenen Diplomaten, aus seinem Gegenüber alles herauszuholen, während er selbst bei freiestem Sichgeben die Zugänge zu seinem Innern sorgfältig verschlossen hält. Es entsprang vielleicht der Selbsterkenntnis, wenn er sich solchen Lagen nur soweit aussetzte, als es nicht zu vermeiden war. Die Presse hielt er sich weit vom Leibe, obwohl er zu klug war und zu modern dachte, um nicht ihre Bedeutung zu erkennen. Er konnte sich darin nicht ganz loslösen von dem Standpunkt des typischen preussischen Beamten, der die Notwendigkeit der Presse einsteht, aber sie doch innerlich zu allen Teufeln wünscht und höchstens sich zu einem Gönnerstandpunkt aufschwingt, soweit sie seinem Kommando gehorcht. Zu den schwersten Fehlern Bethmanns während des Krieges gehörte es unstreitig, daß er den Mißbrauch der notwendigen militärischen Zensur zu einer politischen Zensur duldete, die einflußreiche Presse dadurch verärgern und des öffentlichen Vertrauens sowie der inneren Unabhängigkeit berauben, sich selbst aber ein wichtiges Werkzeug untauglich machen ließ, das bei geschickterer und vertrauensvollerer Behandlung wahrscheinlich dem Kanzler und dem deutschen Volke schwere Stunden erspart hätte.

Trotzdem könnte es rätselhaft erscheinen, wodurch der Kanzler eine so weitgehende Unzufriedenheit gegen seine Politik während des Krieges und ein so starkes Mißtrauen hervorrufen konnte. Aber er hatte durch seine übermäßiger Gewissenhaftigkeit entspringende Art von Verschlossenheit und Zurück-

haltung in Wort und Entschluß viele zurückgeschreckt, durch seine Vorurteilslosigkeit gegenüber den Parteien sich gerade die Kreise entfremdet, auf die er sich doch innerlich durch seine Überzeugung angewiesen sah. Daß er unbeirrt seinen Weg ging, gereicht ihm zur Ehre, aber, einmal zur Befiegung der Widerstände genötigt, hätte er nun selbst stärkere Waffen aufbringen und benutzen müssen, als bloß das Bewußtsein seiner eigenen besseren Einsicht und seines Rechtes. Er erschwerte durch seine Zurückhaltung die Arbeit auch denen, die ihn unterstützen wollten.

Und deren gab es viele trotz der verbissenen Gegnerschaft der Parteien, nicht nur um seiner Person, sondern vor allem der Sache willen. Ich habe mich darüber schon einmal in den „Grenzboten“ ausgesprochen, als vor einem Jahre das heftige Drängen um Freigabe der Kriegszielerörterung einen Gipfelpunkt erreichte (75. Jahrgang, Heft 31 vom 2. August 1916). Leider habe ich mit meinen damaligen Warnungen recht behalten.

Haben wir wenigstens in einigen Hauptzügen zu beurteilen versucht, was an wahren und falschen Gründen die wachsende Gegnerschaft gegen Herrn von Bethmann Hollweg verursachte, so müssen wir nun die Betonung auf die andere Seite verlegen und fragen: War es notwendig, die Dinge so weit zu treiben, daß ein Mann wie Bethmann Hollweg mitten in dieser kritischen Zeit vom Plaze weichen mußte?

Es gibt recht viele gute Deutsche, die der Meinung sind, diese Notwendigkeit habe nicht vorgelegen, und ferner betonen, daß nur die dringendsten Gründe einen solchen Kampf gegen den Kanzler hätten rechtfertigen können. Derartige Gründe sind aber nicht vorhanden. Abweichende Meinungen über einzelne, ungenau bekannte und in falscher Form verbreitete Tatsachen sind kein Beweismaterial, auf Grund dessen man in der schwierigen Lage, in der sich unser Reich während des Krieges befindet, dem Feinde ein für ihn herzerfreuendes Schauspiel gibt. Hat man sich doch sogar nicht geschämt, sich auf einen Bericht des englischen Blaubuchs zu stützen, um dem Reichskanzler einen Vorwurf zu machen, daß er sich in einem wichtigen Augenblick nicht als der „starke Mann“ gezeigt habe!

Darüber zur Kennzeichnung einige Bemerkungen. Die englische Regierung hatte die Akten über den Kriegsausbruch, soweit sie zur Mitteilung an die Öffentlichkeit bestimmt wurden, nicht sogleich als „Blaubuch“ drucken lassen, sondern in Form eines „Weißbuchs“, das zunächst nur für das Parlament bestimmt war. Dieses Weißbuch enthielt nichts von der Unterredung des Berliner Botschafters Goschen mit unserm Reichskanzler. Erst als das Blaubuch erschien, wurde der Bericht aufgenommen, dessen Verwertbarkeit man also in England selbst erst nachträglich erkannt hatte. Die Aktenstücke sind im Londoner Auswärtigen Amt sorgfältig durchgesehen und zum Teil „unredigiert“ worden. Sie sind also, namentlich soweit sie einen Schriftwechsel zwischen englischen Behörden darstellen, für uns kein Beweismaterial. In jener Unter-

redung soll Bethmann ganz außer sich gewesen sein und dem Botschafter geklagt haben, daß nun seine Politik wie ein Kartenhaus zusammengebrochen sei. Wie kann man eine solche Äußerung, in der es auf den Zusammenhang des Gesprächs, auf Ton und Färbung ankommt, gegen einen Mann verwerten, wenn man das alles nur aus einem wahrscheinlich gefälschten Bericht von feindlicher Seite kennt? Das Wahrscheinliche ist doch, daß das Gespräch der beiden Männer eine Wendung nahm, die bei den bisherigen guten persönlichen Beziehungen natürlich war. Herr von Bethmann selbst hat im Reichstag erklärt, daß Goschen es war, der zuerst das plötzliche Aufhören dieser Beziehungen beklagte, woran sich die Gegenbemerkung Bethmanns, daß auch er den Zusammenbruch der in den letzten Jahren befolgten Politik beklage, in einem viel harmloseren Sinne anschließt. Alles andere ist englische Zutat aus Downing Street, und es ist eine Schande, wenn wir Deutsche ihr mehr Glauben schenken als einem amtlichen Wort unseres höchsten Reichsbeamten. Wenn aber die tiefe Erregung, in der sich der Reichskanzler befand, mit bissigem Hohn als „Schwäche“ gekennzeichnet wird, so ist es freilich leicht, vom Schreibtisch oder von der sicheren Reichstagstribüne aus diese Schwäche zu brandmarken, wenn man niemals in die Lage gekommen ist, in einem weltgeschichtlichen Augenblick die Verantwortung für das Schicksal des Vaterlandes und ein Volk von siebenzig Millionen zu tragen. Auch ganz große Männer sind in solchen Augenblicken von fiebernder Erregung nicht frei gewesen.

Ein solcher Großer war der Reichskanzler nicht und hat auch niemals beansprucht es zu sein. Wir aber haben uns seit Bismarck angewöhnt, vom lieben Herrgott und vom Schicksal für solche Augenblicke immer einen großen Mann „anzufordern“. Und wenn er nicht da ist, so benehmen wir uns wie unmündige Kinder, die sich selbst überlassen sind, auf die Gefahr hin, daß ringsum alles in tausend Stücke geht. Wäre es nicht richtiger, sich darauf einzurichten, daß wir, wie es doch in den meisten andern Staaten möglich ist, auch dann eine erfolgreiche Politik machen, wenn keine überragende Größe die Reichsgeschäfte führt? Man wird sagen: Deshalb wird ja von der Mehrheit der Parteien eine stärkere Einflußnahme des Reichstags auf die gesamte Politik gefordert. Aber so, wie diese Forderung gewöhnlich verstanden wird, bedeutet sie eine trügerische Lösung. Denn sie würde, wenn sie nur in einer Vermehrung äußerer Rechte bestände, das Gegenteil von dem Erwünschten bewirken, wie sich jetzt sehr bald in den Folgen des unnötigen Kanzlerwechsels und der damit zusammenhängenden übeln „Friedensresolution“ zeigen wird. Unser Reich leidet noch an dem Mangel einer festen Überlieferung und an der Rechthaberei der Parteien, die aus jeder Meinungsverschiedenheit eine Weltanschauungs- und Gewissensfrage machen. Unter solchen Umständen wird der Reichstag nur dann an Ansehen und Einfluß gewinnen können, wenn er die Kraft zeigt, etwaige Mängel der verantwortlichen Reichsleitung auszugleichen und diese zu ergänzen. Von dieser Fähigkeit hat er während der Kanzlerkrisis

nichts bewiesen. Die Parteien haben die Fehler und Schwächen des bisherigen Reichskanzlers noch aufgebauscht und unterstrichen in dem Augenblick, wo die innere Geschlossenheit der Nation die wichtigste Forderung war. So können auch die, die Herrn von Bethmann Hollweg kritisch gegenüberstanden, an seinem Sturz, falls sie sich noch ein kühles Urtheil bewahrt haben, keine Freude empfinden. Das richtet sich nicht gegen die Person des neuen Reichskanzlers, über den sich zurzeit noch nichts sagen läßt; es betrifft vielmehr den Kanzlerwechsel an sich. Es darf aber wohl die Hoffnung ausgesprochen werden, daß es dem neuen Herrn gelingen wird, den unglücklichen Zank über Dinge zum Schweigen zu bringen, über die es in dieser Zeit in Deutschland nur eine Meinung geben darf.

